

Chancen der Geschichte

Wolfgang Pehnt (Köln)

Beitrag anlässlich des Fritz-Schumacher-Kolloquiums zum Thema: Die Verantwortung für die Stadt und das Bauen von Heute und Morgen, am 22. November 2005 in der Fakultät für Architektur und Landschaft, Hannover

Die Theorie, so suggeriert es unser Gefühl für den logischen Ablauf der Dinge, geht voraus, die Praxis folgt nach. Erst werden die Normen festgelegt, dann die Werke ausgeführt; erst die Ordnungen fixiert, dann die Pläne gezeichnet. Erst werden die Ziele bestimmt, dann die Wege, Mittel und Methoden, mit denen sie zu erreichen sind. Erst denkt man nach, dann handelt man. Ist es so?

Schon die Ahnherren der Architekturtheorie, die Vitruv, Alberti oder Palladio, haben in ihren Lehrbüchern nicht nur Regeln aufgestellt, die sie allgemeinen und immer gültigen Verhältnissen entnahmen oder glaubten, entnehmen zu können. Auch in den großen Kompendien der Vitruv, Alberti oder Serlio finden sich neben den kanonischen Erlassen zahlreiche Empfehlungen, die aus der Empirie stammen. Bei Palladio kann man bereits im zweiten Kapitel der *Quattro Libri* lesen, man solle Bauholz im Herbst oder Winter und nicht im Frühjahr oder Sommer schlagen, bei abnehmendem Mond übrigens, und es dürfe nicht im Morgentau abtransportiert werden.

Und das hatte ihm die angesammelte Erfahrung von Zimmerern und Waldarbeitern gesagt und nicht eine Erkenntnis, die durch Offenbarung vermittelt oder durch logische Schlüsse gewonnen wäre. Es ist ein Ratschlag, der aus der Beobachtung der Realität, hier der Wachstums- und Trocknungsvorgänge des Holzes, gewonnen wurde und nicht aus metaphysischer Spekulation - etwa über unveränderlich kosmisch-göttliche Maß- und Proportionsverhältnisse. Mithin sind es Urteile nicht a priori, von vornherein gesetzte, sondern Einsichten a posteriori, aus der Erfahrung gewonnene.

Die Theoretiker der letzten hundert Jahre äußerten sich oft nicht weniger apodiktisch als die Alten, die über Symmetrie, Eurythmie oder die Proportionen der Säulenordnungen geschrieben haben. Eines der meistdiskutierten, gepriesenen und befehdeten Schriftstücke der neueren Architekturlehre war die Charta von Athen, verfaßt im Jahre 1933. Sie ging aus einem Kongreß über die funktionelle Stadt hervor, dessen Teilnehmer komfortablerweise auf einem Schiff namens Patris II im Mittelmeer kreuzten und in Athen zwischenlandeten. Das Manifest, das dort entstand, wurde von Le Corbusier redigiert und zugespitzt. Was die Charta forderte, war die radikale Trennung der Stadtfunktionen Wohnen, Arbeit und Erholung und ihre Bedienung auf jeweils gesonderten Stadtflächen. Dem Verkehr wurde verblüffenderweise die Bedeutung einer eigenen Stadtfunktion zugestanden und nicht etwa die dienende Rolle eines verbindenden Elements zwischen den separierten Teilen. So sehen die Städte in aller Welt dann auch aus.

Damals konnte die Entflechtung der Stadt, beispielsweise der Mietskasernen und des lärmenden und qualmenden Gewerbes im Hinterhof, von Wohnen und Arbeit also, noch als ein ungelöstes Problem betrachtet werden, das die Verfasser der Charta aufgriffen und einer Lösung zuführen wollten. Doch in Metropolen wie London oder New York war schon im späten 19. Jahrhundert die Bevölkerungszahl in den Cities rückläufig. Wer es sich leisten konnte, zog nach draußen. Die Industrie tat es ihrerseits und besiedelte abgesonderte Terrains. In Berlin zogen bereits um die vorvorige Jahrhundertwende große Betriebe wie Siemens, Borsig oder die AEG an die Peripherie, schon deshalb, weil es hier preisgünstige Reserveflächen und bessere Verkehrsanbindungen gab.

Mit anderen Worten, was die Charta von Athen 1933 verlangte, war bereits im Gange. Es geschah gewissermaßen naturwüchsig und ohne Zutun ihrer Verfasser. Spezialisierung und Entmischung der Städte standen längst auf der Tagesordnung. Die Theorie war um Jahrzehnte zu spät daran. Sie ging nicht der Praxis voran, sondern sie beschrieb, was die Praxis ihr vorgab, ohne es einzugestehen. Wie Palladio festhielt, was Holzfäller seit langem wußten und taten, so gossen die Verfasser der Charta in Paragraphen, was sich unter dem Druck von Bodenpreisen, Betriebskosten und Nutzungsabwägungen auch ohne Theorie entwickelte.

Viele theoretische Diskurse des letzten Jahrhunderts sind nichts anderes als Beschreibungen dessen, was bereits war oder ist. Das meiste passiert sowieso. So haben die Autoren des Neuen Bauens, also Behrens, Gropius, Bruno Taut, Hannes Meyer, Le Corbusier eine Architektur der Askese gepriesen. Verzicht und Entsagung waren die Stichwörter. Verzicht galt es zu leisten auf Ornament und Dekor, auf Individualität und Handwerkerfleiß, auf Raumgröße und Raumhöhe. 2 Meter 50 durfte nun ein Raum nur noch hoch sein - oder sogar nur 2 Meter 26, wenn es nach Le Corbusier ging. Dieser Abschied von den unnötigen, sentimental Erbstücken der Vergangenheit, vom Ballast des Mitgeschleppten, der damit einherging, sollte "eine herrliche Raumbefreiung" bewirken. "Je karger die Umgebung, desto größer der innere Reichtum." Statt des plüschigen Mobiliars die immateriellen Freuden: Luft, Licht, Sonne. Auf dem Titelblatt von Sigfried Giedions Schrift *Befreites Wohnen* steht dreimal das Wort "Licht", viermal "Luft", viermal "Öffnung".

Diese Reinigungshandlung, diese Entlastung vom Überflüssigen, diese Fastenkur war nicht freiwillig geleistet. Der Befreiungsakt stand unter dem Zwang zur Wirtschaftlichkeit, der Produktion in hohen Auflagen, die der Bedarf der Massengesellschaft erforderte. "Alles kommt darauf an," schrieb der Kunst- und Architekturkritiker Karl Scheffler, "daß das harte Müssen zu einem freien Wollen gemacht wird." Ein hartes Müssen blieb es trotzdem. Die Theorie trug dazu bei, das Opfer akzeptabel zu machen; sie besorgte die Verklärung dessen, was unvermeidlich war. Der moderne Architekt mußte handeln wie der kluge Gärtner, der alle überflüssigen Triebe wegschneidet, damit das Bäumchen umso besser gedeiht. Wenn Verzicht sein mußte, so sollten wenigstens seine positiven

Aspekte hervortreten. Daß die Modernen dabei unter Zwang handelten, verschwiegen sie fast immer.

Drei bis vier Jahrzehnte weiter, und eine große Diskussion um das Schlagwort Urbanität bricht auf. Der Soziologe und Nationalökonom Edgar Salin hält 1960 auf dem Deutschen Städtetag in Augsburg einen Vortrag über das Urbane. Am Beispiel der antiken Polis beschreibt Salin republikanische Stadtkultur, wie sie in der zeitgenössisch-modernen Stadt keine Grundlage mehr habe. Die Öffentlichkeit nimmt nur die Vokabel auf. Wer Salin nicht oder schlecht gelesen und gehört hatte, verbreitete die Meinung, Urbanität entstünde durch hohe Bebauungsziffern, durch Dichte, Verflechtung, Mischung. Der Immobilienhandel hörte es gern und nutzte den Begriff, um die Erhöhung der Geschoßflächenzahl und damit der Grundstückserträge durchzusetzen. Erlaß und Überarbeitung der Baunutzungsverordnungen ließen sich damit wunderbar ideologisch überhöhen; vorliegende Planungen wurden nachverdichtet. Salins Proteste gegen den Mißbrauch seines Begriffs von Urbanität halfen nicht. Auch hier machte sich die Theorie zur Magd der Praxis.

Die relative Wirkungslosigkeit ihres kritischen Tuns oder sogar dessen Mißbrauch zu erkennen, das ist für Theoretiker und Kritiker keine schmeichelhafte Einsicht. Man hält sich ja gerne für wichtiger, als man ist. Einer meiner jüngeren Kollegen, Hanno Rauterberg, hat den Schluß gezogen, Kritik brauche eigentlich keiner. Dem Architekten seien schöne Abbildungen mit ein paar wohlwollenden Beschreibungen sowieso lieber. Die breite Öffentlichkeit bediene sich aus den Homestories der Publikumszeitschriften und Lifestylemagazinen. Was bleibt dann noch dem Theoretiker? Da greift Rauterberg plötzlich ganz hoch: Der Kritiker konstruiert Bedeutung. Ohne die Kritik und ihre Bedeutungskonstruktionen gäbe es nur Bauten und keine Architektur. Erst der Kritiker erkläre, was Bauherr und Baumeister in ihrem blinden Drang eigentlich gewollt hätten. Ohne den Kritiker keine Architekten, sondern nur Häuserbauer. Zur Physik des Vorhandenen stiftet der Kritiker, ich interpretiere den Kollegen, die Meta-Physik, den Sinn. Er erst bringt die Sachen und die Personen zu sich selbst.

Man sieht, die Theoretiker haben keineswegs aufgegeben. In Zeiten, als sie noch ihre im Abendland verbreiteten, in viele Sprachen übersetzten Gesetzeswerke verfaßten, ging die Theorie dem Bauen voraus, sofern sie nicht auf die Holzfäller und Steinmetzen hörte; sie hatte das erste Wort. Säulendurchmesser zu Säulenhöhe wie 1:6, das war die dorische Ordnung der Alten, Durchmesser zu Höhe wie 1:8, das war die ionische Ordnung, punktum. Noch der Modulor, das Maßsystem Le Corbusiers, gab seinen Zeitgenossen zwei verbindliche Maßketten nach dem Goldenen Schnitt an die Hand. Auf kosmische Verhältnisse, auf eine ein für allemal feststehende Ordnung der Natur, bezogen sich die einen wie die anderen - Le Corbusier zugegebenermaßen mit größerer Zurückhaltung als seine Vorgänger aus Antike und Renaissance. Wo dagegen der Kritiker die Bedeutung im Nachhinein dazu gibt, hat die Theorie nicht das erste, aber das letzte Wort. Von Virilio bis Derrida, von Deleuze

bis Ulrich Beck hat es an solchen Sinngewerbern post festum nicht gefehlt. Irre ich mich, wenn dabei ein Unterton verzweifelter Skepsis am eigenen Tun vernehmbar wird?

Ich meine, es gibt eine bescheidenere Art und Weise, über Architektur zu schreiben, und ich bin so unbescheiden, mich dazu zu bekennen - auch und sicher als ein Mensch, dem das Theoretisieren von Natur aus weniger Spaß macht als das Erzählen. Mir macht es Spaß zu beschreiben, wie gebaute Gebäude zustande gekommen sind, wie sie aussehen und was sie leisten, was ihre Erbauer sich dabei gedacht haben, wo sie gescheitert sind und wo sie Erfolg hatten, in welchen Traditionen sie stehen und welche sie begründet haben, was ihre Nutzer und Bewohner für Erfahrungen mit dem Bau-Werk machen, in welche gesellschaftlichen und politischen Zusammenhänge die einen wie die anderen eingebunden sind.

So haben mich im Fach Architekturgeschichte immer die Autoren fasziniert, die zu schreiben und zu schildern verstanden. Von Karl Scheffler stammt die Bemerkung, er habe sich vorgenommen, über Architektur so interessant zu berichten wie andere über Gemälde oder Theaterstücke. Er selbst beherrschte sein Metier: Auswahl, Charakteristik, Urteilsfreude, Konzentration, das sprechende Zitat. Von seiner Art gab es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erstaunlich viele Autoren: Adolf Behne, Walter Curt Behrendt, Cornelius Gurlitt, Werner Hegemann, Paul Westheim. Julius Posener, "fast so alt wie das (20.) Jahrhundert", war ein Nachfahre dieser Generation.

Auch Architekten konnten präzise und wunderbar farbig formulieren, woher sie kamen und wohin sie wollten: Otto Bartning, Theodor Fischer, Adolf Loos, Erich Mendelsohn, Rudolf Schwarz, Bruno Taut, Heinrich Tessenow, um nur einige deutschsprachige bauende Wortkünstler zu nennen. Mir will scheinen, als seien auch heute so unterschiedliche Temperamente wie Günter Behnisch, Rem Koolhaas, Axel Schultes oder Oswald Mathias Ungers ihren Kritikern in der Meisterschaft des Wortes überlegen, was ja niemand von einem Architekten verlangen kann. Es wäre, als forderte man von uns Schreibern, nun unsererseits ein anständiges Haus zustande zu bringen.

Das Erzählen muß nicht die selbstvergessene Hingabe an Geschichten und Anekdoten sein. Es fördert Tatbestände ans Tageslicht, die uns zum Nachdenken und Reagieren zwingen. Mein jüngstes Buch *Deutsche Architektur seit 1900* - wenn Sie mir erlauben, auf eigene Autorenerfahrungen zurückzugreifen - beginnt mit der vorletzten Jahrhundertwende, der Zeit um 1900. Es war eine Zeit stilistischer Wenden, der Abkehr vom lange tradierten Erbe der Historie, der zahllosen Reformbewegungen, der Gartenstadt und des Landhauses - Bewegungen, die das großstädtische Wohnungselend als großes Problem erkannten, aber nur eben an den Rändern aufgreifen konnten.

Es war aber auch eine Zeit, in der die Städte mächtig wurden. Zur Zeit der Reichsgründung 1871 gab es in Deutschland acht Städte mit über 100 000 Einwohnern. Hannover zählte noch nicht dazu. 1910 waren es bereits 48. Diese Großkommunen hatten ein enormes Bündel an Aufgaben zu lösen,

von der Kulturpflege und dem Bildungswesen bis zur Infrastruktur, bis zu Gas-, Wasser- und Stromversorgung, die anfangs überwiegend in privater Regie betrieben worden waren, bis zu Schlachthöfen, Krankenhäusern und Friedhöfen. Selbstverwaltung, eingeschränkt nur durch staatliche Aufsicht, war Prinzip in diesen vom wohlhabenden Bürgertum gelenkten Gemeinwesen. Stadtplanung entstand, städtebauliche Wettbewerbe, Generalbebauungspläne, Staffelbaupläne, enorm erleichtert dadurch, daß die Kommunen eine aktive Bodenvorratspolitik betrieben. Frankfurt am Main besaß mehr als die Hälfte des Landes innerhalb der Stadtgrenzen, Freiburg im Breisgau sogar drei Viertel. Damit ließen sich Stadtentwicklung und Grundstücksmarkt wirkungsvoller steuern als mit allen gezeichneten Plänen.

Ausdruck des Stolzes, mit denen die Städte ihre Aufgaben übernahmen, waren die Rathäuser, die überall neu entstanden, hybride Baugruppen, die Hannoveraner besitzen eine der wildesten Phantasmagorien. Bekannt ist die Anekdote, wie der Hannoveraner Stadtdirektor dem Kaiser Wilhelm II., der zur Einweihung gekommen war, mitteilen konnte: "Majestät, es ist alles bar bezahlt" - zehn Millionen Reichsmark, es sind wohl sogar dreizehn Millionen gewesen. Die deutsche kommunale Planungspolitik fand damals auch im Ausland Anerkennung. Ein Autor in Chicago schrieb vor dem Ersten Weltkrieg ein Reformmanifest namens *If Christ came to Chicago*. Darin malte er seinen Lesern eine Stadt aus, die alle ihre Probleme gelöst hatte. Zum Mayor's Day wurde in dieses fiktive Chicago als sachverständiger Gutachter eingeladen - kein anderer als der Deutsche Kaiser, so groß war das Ansehen des deutschen Kommunalwesens damals.. Wie gut für die Bürger von Chicago, daß ihnen in der Realität die Schwadronen Wilhelms II. erspart blieben.

Im Vergleich zur vorletzten Jahrhundertwende läßt der Geschichts- und Geschichtschreiber seinen Blick zur Gegenwart hinüberschweifen und erblickt Städte, die ihre Leistungen drastisch herunterfahren, von Haushaltssperren und Nothaushalten bedroht sind, an Einwohnern und potenten Steuerzahlern abnehmen, schrumpfen und zugleich jenseits ihrer Gemeindegrenzen expandieren. Das Stadtgewebe zieht sich nicht auf einen Kern zusammen - das gab es im Laufe der Stadtgeschichte ja vielfach -, sondern Ausdünnung und Suburbanisierung laufen gleichzeitig. Es sind zwei Seiten ein- und desselben Vorgangs, zu dem Wanderungsprozesse und Bevölkerungsrückgang beitragen.

Wenn die Kommunen auch heute noch bauen müssen (manchmal läßt es sich ja nicht vermeiden), lassen sie andere bauen und leasen, mieten also zurück, was private Generalbauunter- oder -übernehmer hingestellt haben. Was für sie nebenbei auch noch den Vorteil hat, die Verpflichtung zur europaweiten Ausschreibung zu umgehen, die den Öffentlichen Händen von der EU vorgeschrieben ist. Es ist also keine Rede mehr von den Bürgerpalästen, die sich die Stadtverordneten in Leipzig oder Hannover gegönnt haben - "Jede Mark ist bar bezahlt, Majestät!". Heute macht sich für den jeweiligen kommunalen Jahresetat Leasing optisch gut. Doch faktisch läuft es auf eine Übertragung der Schuldenlast auf spätere Generationen hinaus. Und welche Stadt besitzt heute noch

die Hälfte oder gar drei Viertel ihrer Grundstücksfläche? Jede hat ihr letztes Tafelsilber inzwischen verscheuert.

Die Notlage hängt mit vielen externen Einflüssen zusammen, mit dem Konkurrenzdruck der Staaten und Industrien, der durch die Globalisierung entstanden ist, den aber auch Gemeinden untereinander erzeugen; mit entsprechend gesunkenen Steuereinnahmen; übrigens auch mit geänderten Lebensmustern, steigender Mobilität, gewachsenen Komfortbedürfnissen. Durch die letzten hundert Jahre, unterbrochen nur durch die Kriege, nahmen die Ansprüche an Größe und Ausstattung der Wohnung kontinuierlich zu - 14 Quadratmeter Wohnfläche pro Kopf im Jahre 1950, über 40 heute. Der Armut der öffentlichen Kassen entspricht keinesfalls private Armut in den durchschnittlichen Wohnverhältnissen. Auch das führt zur Auswanderung der Bevölkerung aus den Städten in die Peripherien, wo Bauland billiger ist, unterstützt durch Subventionen wie Eigenheimzulage und Pendlerpauschale. Daß unsere Lebenswelt aussieht, wie sie aussieht, ist kein unvermeidbares Naturschicksal, sondern bedingt durch gesetzliche, fiskalische Maßnahmen und kulturelle Verhaltensmuster.

So ist es kein Zufall, wenn einem aus Kaiserzeit und Weimarer Republik - aber nur aus ihnen, allenfalls noch aus der Wiederaufbauzeit nach 1945 - die Namen einer großen Zahl bedeutender Stadtgestalter einfallen, Franz Adickes und Ludwig Landmann in Frankfurt am Main, Konrad Adenauer in Köln, Wilhelm Marx und Robert Lehr in Düsseldorf, Hermann Beims in Magdeburg, Fritz Hesse in Dessau. Sie hatten Kompetenzen, von denen ihre Nachfahren in der Epoche der leeren Kassen nur träumen können. In ihnen fanden die Architekten kundige Auftraggeber, die wußten, was sie wollten - und es auch wußten, weil ihnen die Mittel zur Verfügung standen. Welche der heutigen Oberbürgermeister wird die Nachwelt noch im Gedächtnis behalten?

Für die privaten Bauherren zeigt der vergleichende Blick zwischen den Jahrhundertwenden 1900 und 2000 eine ähnliche Entwicklung. Der industriegeschichtliche Übergang von den Eigentümer-Unternehmen des frühen 19. Jahrhunderts zu den Kapitalgesellschaften hinderte noch nicht, daß sich aus der Generation der Majordomi Führungspersonlichkeiten herausbildeten, die sämtliche Bauherren-Funktionen übernahmen. Man muß den Briefwechsel lesen, den der Generaldirektor der Farbwerke Hoechst Geheimrat Dr. Adolf Haeuser und sein Büro zwischen 1920 und 1924 mit ihrem Architekten Peter Behrens führten, um sich eine Vorstellung vom Auftritt eines starken Bauherren zu machen. Zuckerbrot und Peitsche wechselten ständig. Behrens war immerhin ein Stararchitekt seiner Zeit. Vom "verehrten Geheimrat" wurde er bald mit Schmeicheleinheiten versorgt, bald mit herben Vorwürfen und immer mit detaillierten Vorstellungen. Unter den Konferenztischen waren, bitte sehr, Teppiche vorzusehen. Dem Bildhauer Richard Scheibe wurde der Gesichtsausdruck seiner Statue in der Gedenkhalle des Foyers korrigiert: "Nicht eine Anstrengung ist zum Ausdruck zu bringen, sondern der feste energische Wille." Aber: Das Ergebnis dieses "energischen Willens" auch des Bauherrn war ein epochales Gesamtkunstwerk.

Bauherren wie Haeuser betrachteten Architektur als Imagepflege. Kostenbewußtsein und Termingenaueigkeit waren nicht ihre einzigen Maßstäbe. Es fügte sich ins Bild, daß Behrens' Architektur der Firma sogar als Logo - Tor und Turm - für alle ihre Produkte diene. Bauten waren Investitionen für viele Jahrzehnte. Angesichts der heutigen globalen Fluktuation von Eigentümergehältnissen nimmt sich Architektur als Ausdruck von Unternehmerstolz geradezu anachronistisch aus. Wo vorgestern noch der Eigentümer die Farbwerke Hoechst waren, heißt er gestern Aventis und heute Sanofi, um nur von der Pharmasparte und nicht den anderen, an Dutzende weiterer Erwerber gegangenen Betriebszweigen zu sprechen. Was gestern noch als Mannesmann firmierte, trägt heute den Namen Vodafone und morgen wer weiß welchen. Neutrale Grundrisse, günstige Lage und eine coole, energiesparende Fassade davor: das tut es doch heute in den meisten Fällen.

Architektur, wie Behrens sie gebaut hat, war praktisch als zeitüberdauernd gedacht. Man baute, so gut und solide man konnte. Natürlich wurden auch Veränderungen mitbedacht, aber sie sollte das Bauwerk selbst leisten können, etwa durch andere Raumeinteilungen innerhalb seines gegebenen Volumens. Architektur war noch nicht überwiegend ein Investitionsobjekt, das nach seiner Amortisierung abrißreif ist. In manchen Branchen wie der Unterhaltungsindustrie beträgt diese Zeitspanne gerade einmal zehn Jahre. Verantwortliches, auf Dauer angelegtes Planen scheint dann gar nicht erst zu lohnen. Es gilt als Investitionshemmnis.

Die veränderte Rolle der Kommunen und die veränderte Rolle der Bauherren: das sind nur zwei Themen, die sich in der vergleichenden Rückschau aufdrängen; es gibt Dutzende andere. Es gibt auch die vergessenen Themen, bei denen man sich fragt, warum sie eigentlich keine Aufmerksamkeit mehr finden. Urbane Dichte statt Landvergeudung war zum Beispiel eine viel diskutierte Forderung in den 1960er und frühen 70er Jahren. Offenbar haben die gewaltigen Trabantenstädte mit ihren sozialen Problemen dieses Thema diskreditiert. Dabei wäre es heute umso akuter, wo in der Bundesrepublik noch immer hundert Hektar Freiland in Bauland umgewidmet werden - täglich! - und die Ausbreitung der Stadt uns alle zumindest als Steuerzahler belastet. Denn die Infrastrukturen müssen natürlich auch für diese endlosen Gemengelagen vorgehalten werden, die sich in Gestalt von Autobahnzufahrten und Ödland ins Land fressen, von Gewerbe- und Gartencentern, Tankstellen und Disko-Schuppen, Firmenoutlets und Mülldeponien, Hochspannungsleitungen und Windrädern, Rotlicht-Etablissements und Baggerseen, Einfamilienhausplantagen und Shopping Centers. Die Betriebskosten für diese Zwischenstädte, wie Thomas Sieverts sie genannt hat, fallen umso höher aus, je tiefer sie sich ins Land hinein ausbreiten. Suburbia kommt die Gesellschaft teuer zu stehen.

Eines bringt Theorie in der Gestalt von Geschichtsschreibung mit sich. Sie neigt zur Elegie, zum nostalgischen Blick zurück, zu einer, wie Friedrich Nietzsche die historische Bildung genannt hat, "Art angeborener Grauhaarigkeit". Man sieht eher die Verluste als die Gewinne. Vieles hat sich un-

widerruflich geändert. Was nicht rückgängig zu machen ist, sollte man ohne Wehmut verabschieden und statt dessen sich den Chancen zuwenden, wo welche liegen könnten. Daß es heute möglich ist, Häuser zu bauen, die nicht nur keine Energie verbrauchen, sondern bei Bündelung aller intelligenten klimatechnischen Maßnahmen sogar welche erzeugen, ist ein buchenswerter Fortschritt in der Geschichte des Bauens. Daß Bauingenieure, die sich inzwischen Tragwerksplaner nennen, nicht zuletzt dank ihrer Rechenprogramme pfiffige Brücken und atemberaubende Großdächer mit einem Minimum an materiellem Aufwand bei einem Maximum an Wirkung konstruieren, hat vielleicht mehr zur ästhetischen Gesamtbilanz der Epoche beigetragen als alle konventionellen Bauaufgaben. Daß heute Materialien verfügbar sind - etwa in der Glas- oder Betontechnologie -, die ein Vielfaches gegenüber früheren Produkten leisten, muß man dankbar quittieren und nutzen.

"Wir brauchen die Historie, aber wir brauchen sie ... zum Leben und zur That", heißt es, noch einmal, bei Nietzsche. Wozu verhilft uns also auf unserem Feld die Geschichte? Zumindest dazu: Das kollektive Gedächtnis zu stärken. Das, was brauchbar, vielleicht sogar unentbehrlich geblieben ist, zu bewahren. Traditionen zu retten, indem man sie weiterentwickelt. Erfahrungen, die schon einmal gemacht, aber vergessen wurden, zu reaktivieren und fortzuführen. Das produktive Neue zu erkennen, weil es sich vom bisher Bekannten unterscheidet - und eben dazu muß man das Bekannte auch wirklich kennen. Das sind Chancen der Erkenntnis, die in der Geschichte liegen, und damit auch im Geschichtenerzählen.

Prof. Dr. Wolfgang Pehnt lehrt Architekturgeschichte an der Ruhr Universität in Bochum. Neben Werken zur expressionistischen Architektur veröffentlichte er Monografien über Gottfried Böhm, Karljosef Schattner und Rudolf Schwarz. Er erhielt 2001 den Fritz-Schumacher-Preis der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S.